

le Anreizsysteme für Forscher:innen hätten diese Blockaden weder auflösen noch ausgleichen können. Erfolge der Anreizsysteme zeigten sich am ehesten noch bei Prozessinnovationen, die ohne Veränderungen an Maschinen oder Technik den Arbeitsablauf beschleunigten. Über den gesamten Untersuchungszeitraum hinweg seien damit „administrativer Druck, z. B. durch Planvorgaben (Technologieschub) sowie die durch bestehende Technologien gegebenen Entwicklungsmöglichkeiten“ (S. 52) die zentralen Innovationsquellen geblieben. Auch der RGW erfüllte die in ihn gesetzten Erwartungen an Wissenszirkulation und Spezialisierung, die einen fruchtbaren Boden für Innovationsprozesse hätten bieten sollen, nur begrenzt.

Die Innovationsprozesse in der DDR und der VRP verliefen jedoch, wie F. an einigen Stellen zeigt, keineswegs ausschließlich linear oder administrativ verordnet. Sie waren mitunter kooperativ angelegt, wurden von Wissenschaftler:innen mitgestaltet und sollten auch auf industrielle Abnehmer und die Bevölkerung ausgerichtet sein. Auch das Problem, die Grundlagenforschung zu vernachlässigen, war einigen Verantwortlichen durchaus bewusst, alternative Konzepte wurden gesucht und teilweise auch gefunden. Zudem war trotz aller Einschränkungen – z. B. durch das von den USA initiierte CoCom-Embargo oder die Reisebeschränkungen – die Wissenszirkulation nicht nur innerhalb des RGW, sondern auch mit dem kapitalistischen Westen rege. Darüber hinaus gibt F. auch Hinweise darauf, dass zentrale Technologieentscheidungen weniger aus politischer Unwissenheit und „falschem Regieren“ resultierten als vielmehr aus strategischem nationalökonomischem Abwägen unter den Bedingungen des Kalten Krieges (Vgl. S. 311).⁴

F.s Monografie bietet eine faktenreiche und differenzierte Analyse, die das Wissen über Innovation in Planwirtschaften erweitert, die Vielfalt sozialistischer Systeme aufzeigt und Ansatzpunkte für Forschungen über 1989/90 hinaus und jenseits von Narrativen des Erfolgs oder Scheiterns liefert: etwa zu sozialistischen Konzepten von Innovation im Wandel, den Perspektiven von betrieblichen Leiter:innen und Forscher:innen sowie zu konkreten Entwicklungsprozessen.

Bremen

Charlotta Cordes

-
- 4 Diesen Aspekt und das komplexe Zusammenspiel der dabei wirksamen Faktoren hat Felix Herrmann in seiner Dissertation nachvollziehbar dargelegt. Vgl.: FELIX HERRMANN: Rote Rechner. Die Wirtschaftskooperation zwischen Sowjetunion und DDR in der Computer- und Mikroelektronikindustrie, Dissertation, Universität Bremen, 2023.

Joachim von Puttkamer: „Ich werde mich nie an die Gewalt gewöhnen“. Polizeibrutalität und Gesellschaft in der Volksrepublik Polen. Hamburger Edition. Hamburg 2022. 599 S., Ill. ISBN 978-3-86854-367-4. (€ 45,-.)

Die *Milicja Obywatelska* [Bürgermiliz] – so die offizielle Bezeichnung der Polizei im sozialistischen Polen – stand nach dem Systemzusammenbruch von 1989/90 im öffentlichen Diskurs meist im Schatten der Staatssicherheit und wurde auch von der historischen Forschung bislang nur selten eingehend thematisiert. Die wenigen Arbeiten, die in den letzten zwanzig Jahre erschienen sind, kamen bemerkenswerterweise aus zwei sehr unterschiedlichen Richtungen: Zum einen liegen hier die streng institutionengeschichtlich ausgerichteten Darstellungen des auf Polizeigeschichte spezialisierten Historikers Piotr Majer sowie einige daran anschließende Lokalstudien vor.¹ Zum anderen untersucht die Kultur-

-
- 1 PIOTR MAJER: *Milicja Obywatelska w systemie organów władzy PRL (zarys problematyki i źródła)* [Die Bürgermiliz im System der Staatsorgane der Volksrepublik Polen (Überblick über die Problematik und Quellen)], Toruń 2003; PIOTR MAJER: *Milicja Obywatelska 1944–1957. Geneza, organizacja, działalność, miejsce w aparacie władzy* [Die Bürgermiliz 1944–1957. Entstehung, Organisation, Tätigkeit, Stellung im Staatsapparat], Olsztyn 2004; KRZYSZTOF FILIP: *Milicja Obywatelska w Sopocie w latach*

historikerin Dorota Skotarczak literarische Repräsentationen (sowie in Ansätzen die dahinterstehenden, oftmals kontrastierenden Realitäten) der Bürgermiliz anhand des sog. Milizromans, der als „sozialistische“ Abwandlung des klassischen Kriminalromans in der Volksrepublik Polen massenhaft produziert wurde, um – so jedenfalls die Idee – durch das populäre Format zu einer Imagekorrektur der Miliz beizutragen.² Joachim von Puttkamer schlägt mit seiner Studie wiederum einen integrierenden Weg ein und entwirft unter dem analytischen Brennglas der Polizeibrutalität eine herausragende Sozial- und Kulturgeschichte der Gewalt.

Die 600 Seiten starke Monografie behandelt in sechs chronologisch angeordneten Kapiteln die gesamte Dauer der Volksrepublik Polen. Die verschiedenen Formen und Intensitäten, Wahrnehmungen und Folgen polizeilicher Brutalität (S. 12) arbeitet der Vf. in engem Bezug zu den großen Unruhen und Protesten innerhalb der polnischen Bevölkerung heraus, die jeweils zu schweren Staatskrisen geführt haben. Dieses Vorgehen erscheint plausibel, zeigen sich doch gerade an diesen bedeutenden Ereignissen bestimmte Muster und Kontinuitäten polizeilichen Handelns einerseits sowie auch Kontingenzen und „Lernprozesse“ (S. 196 f., 269) andererseits. Die so entstandene breite Kontextualisierung ist allerdings ausgesprochen ausführlich geraten; durch entsprechende Verweise etwa auf Jerzy Eislers grundlegende Darstellung der „Polnischen Monate“, die mittlerweile auch auf Englisch vorliegt,³ hätten hier gewisse Längen vermieden werden können.

Das Hauptverdienst der besprochenen Studie stellt jedoch ohnehin das ambitionierte Unternehmen dar, staatliche Gewalt jenseits bzw. zwischen deren spektakulären Spitzen zu identifizieren und sie als alltägliches Phänomen sichtbar zu machen. Vor dem Hintergrund einer im Verlauf des Untersuchungszeitraums stark variierenden Quellenlage erweisen sich diesbezüglich vor allem zwei Strategien als besonders wirkungsvoll: Zum einen greift P. (vor allem in der ersten Hälfte seiner Studie) verstärkt auf literarische Texte, darunter Romane von Leopold Tyrmand und Kazimierz Brandys sowie die Tagebücher von Maria Dąbrowska, zurück. Ein kleiner Exkurs (S. 201–215) widmet sich darüber hinaus ganz den literarischen Darstellungen der Miliz, und zwar auch über den „Milizroman“ hinaus, während ein weiterer Abschnitt die ab 1968 in Umlauf gekommenen „Milizwitze“ thematisiert. Zum anderen wertet der Vf. (in der zweiten Buchhälfte) die von der Bürgerrechtsbewegung – v. a. dem Komitee zur Verteidigung der Arbeiter (Komitet Obrony Robotników, KOR) – akribisch geführte Dokumentation unzulässiger Gewaltanwendung durch Milizianten aus.⁴

Die auf dieser Basis zusammengetragenen Fälle veranschaulichen nicht nur das konkrete Ausmaß polizeilicher Brutalität im sozialistischen Polen, sondern auch das sich in den 1970er und 1980er Jahren immer weiter vertiefende Misstrauen der Bevölkerung gegenüber den Behörden. Grundsätzlich zuzustimmen ist P.s Einschätzung, die Glaubwürdigkeit des KOR beruhe darauf, „dass es in einer Chronik staatlicher Repression die Übergriffe

1945–1949 [Die Bürgermiliz in Sopot in den Jahren 1945–1949], Gdańsk 2011; TOMASZ PĄCZEK: *Milicja Obywatelska w Słupsku i powiecie słupskim w latach 1945–1975* [Die Bürgermiliz in Słupsk und im Kreis Słupsk in den Jahren 1945–1975], Słupsk 2014; MICHAŁ SYWULA: *Milicja Obywatelska w województwie gdańskim w latach 1945–1949* [Die Bürgermiliz in der Woiwodschaft Gdańsk in den Jahren 1945–1949], Gdańsk – Warszawa 2020.

2 DOROTA SKOTARCZAK: *Otwierać, milicja! O powieści kryminalnej w PRL* [Aufmachen, Miliz! Zum Kriminalroman in der Volksrepublik Polen], Szczecin 2019.

3 JERZY EISLER: *The „Polish Months“. Communist-ruled Poland in Crisis*, Warsaw 2019.

4 Der Vf. führt sehr überzeugend den Begriff „Miliziant“ als direkte Übertragung von *milicjant* ein, um „die Konnotation eines Volksheeres oder einer Freiwilligenmiliz zu vermeiden, die mit dem Begriff des Milizionärs einhergeht“ (S. 30). Im weiteren Verlauf des Buches verwendet er allerdings die beiden Begriffe „Miliziant“ und „Milizionär“ synonym.

von Miliz und Staatssicherheit nüchtern verzeichnete“ (S. 407 f.). „Die Berichte mussten glaubwürdig sein [...] wenn das KOR sich nicht selbst diskreditieren [...] wollte“ (S. 417). Dennoch wäre gerade im Fall des 1977 zu Tode gekommenen Studenten und Aktivisten Stanisław Pyjas eine kritischere und differenziertere Quellenbetrachtung geboten gewesen, zumal auch jüngere Untersuchungen darauf hindeuten, dass es sich – entgegen der Überzeugung weiter Teile der damaligen Bevölkerung, aber im Einklang mit den rechtsmedizinischen Gutachten – um einen tragischen Unfall gehandelt habe. Zweifelsohne offenbart sich am Fall Pyjas, dass die Bürgerinnen und Bürger staatlichen Organen – berechtigterweise, wie andere Fälle belegen – wieder politische Morde zutrauten. Wenn der Vf. im Epilog dann allerdings Pyjas in einem Atemzug mit dem 1983 nachweislich von Angehörigen der Bürgermiliz zu Tode geprügelten Schüler Grzegorz Przemyski nennt, verdeutlicht er zwar den wichtigen Befund einer „habituelle[n] Kluft“ zwischen gewaltbereiten Milizianten und der akademischen Jugend (S. 562). Zugleich reproduziert er damit jedoch auch den Quellenduktus, der Pyjas als ein Opfer politisch motivierter Polizeibrutalität und so zum Märtyrer der antikommunistischen Opposition stilisiert.

Überzeugend legt P. wiederum dar, dass es sich – abgesehen von geplanter Gewalt gegen Oppositionelle und angeordneten Großsätzen gegen sog. Hooligans (so die aus der Sowjetunion übernommene Bezeichnung für Jugendliche mit devianten Verhaltensweisen) – bei den immer wieder vorkommenden Gewaltexzessen von Milizianten nicht um einen staatlichen Auftrag handelte. Im Gegenteil: Die politisch-administrativ Verantwortlichen hatten fortwährend mit der überschießenden Brutalität ihrer Ordnungshüter zu kämpfen. Neben präventiven Maßnahmen kamen daher nicht selten auch Disziplinar- und Strafverfahren gegen Milizangehörige zum Einsatz. Bürgerinnen und Bürger reagierten seit den 1970er Jahren verstärkt mit Eingaben, Beschwerden und Entschädigungsklagen auf Misshandlungen durch Milizianten und konnten dabei auch einige Erfolge erzielen. Doch wie lässt sich die allgegenwärtige und immer wieder eskalierende Polizeigewalt erklären, wenn diese vom Regime weder gefordert noch erwünscht war?

P. entwirrt das der verbreiteten Brutalität der volkspolnischen Miliz zugrundeliegende Ursachenbündel teilweise schon in seiner Einleitung. Er verweist dabei auf drei zentrale Faktoren: die systemimmanente Rekrutierung besonders gewaltbereiter junger Männer, die militärische Organisation der Bürgermiliz und den damit verbundenen Korpsgeist sowie das spezifische Feindbild „Hooliganismus“ (S. 16 f.). Mindestens ebenso viel Gewicht dürfte jedoch auch den auf den ersten Blick unscheinbaren sozialen und alltagsweltlichen Determinanten zukommen, die sich an den plastisch geschilderten Beispielen ablesen lassen: übersteigerte Männlichkeitsvorstellungen in Kombination mit der Schlagstockbewaffnung; das geringe Bildungsniveau und ein daraus resultierendes Minderwertigkeitsgefühl; situative Überforderung und Erschöpfung; manchmal auch schlicht die „Lust [...] an hemmungsloser Brutalität“ (S. 292). Und fast immer – so der bleibende, wenngleich diffuse Eindruck nach der Lektüre – gehörte übermäßiger Alkoholkonsum zu den gewaltauslösenden Momenten, und zwar aufseiten aller Beteiligten.

Doch nicht nur zum Zusammenhang von Alkohol und Gewalt, sondern auch zum Arbeits- und Lebensalltag der Milizianten bietet diese hervorragende, da gründlich recherchierte und überzeugend argumentierende Studie zahlreiche Anschlussperspektiven. Wie die Bediensteten in anderen „systemrelevanten“ Bereichen der Volksrepublik Polen, etwa im Gesundheitsdienst, so waren auch die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Bürgermiliz oftmals widrigen Wohnverhältnissen, einem unzureichenden Arbeitsschutz und dem Fehlen einer unabhängigen Interessenvertretung ausgesetzt. Zudem sahen sich die Milizangehörigen wiederholt mit dem Umstand konfrontiert, dass sie zum Sündenbock für die Brutalität der Staatssicherheit gemacht wurden.

Abschließend bleibt nur noch anzumerken, dass P.s pointierter Schreibstil und ein sorgfältiges Lektorat das Buch trotz seines großen Umfangs zu einer flüssigen Lektüre machen. Einzig das Fehlen eines Registers ist ein kleines Manko, möchte man dieses Buch doch

wieder und wieder zur Hand nehmen, weil es in so viele wichtige Themenfelder hineinragt.

Warszawa

Melanie Foik

Christina Heiduck: Kosmos und Kommunismus. Die Kosmonauten Mirosław Hermaszewski und Sigmund Jähn als sozialistische Helden in der Volksrepublik Polen und der DDR. Böhlau. Köln 2024. 380 S. ISBN 978-3-412-53084-6. (€ 49,-)

Das *space race* war eine besondere Nuance des Wettrüstens im Kalten Krieg, und ähnlich wie 1957, als die US-Gesellschaft nicht auf den „Sputnikschock“ vorbereitet gewesen war, sah es knapp zwölf Jahre später bei Neil Armstrongs Schritten auf dem Mond auf sowjetischer Seite aus. Das technische, vor allem aber auch propagandistisch genutzte Feuerwerk der Weltraum-Premieren – von Sputnik 1 über Jurij Gagarin als erstem Menschen im All, Valentina Tereškova als erster Frau daselbst bis hin zu Aleksej Leonovs erstem „Weltraumspaziergang“ – war allerspätstens jetzt verpufft, und mit ihm die propagierte Überlegenheit des sowjetischen Systems. Aber eigentlich galt dies bereits seit 1967, als nur wenige Wochen nach der Katastrophe von Apollo 1 der Kosmonaut Vladimir Komarov an Bord von Sojus 1 tödlich verunglückt war. Sergei Korolëv, der Generalkonstrukteur und Initiator des sowjetischen Raumprogramms, war bereits 1966 gestorben, es folgten Diadochenkämpfe und später eine Fokussierung auf Raumstationen. Interkosmos, das „Abkommen über die Beteiligung an der Erforschung und Nutzung des Weltraumes mithilfe von künstlichen Erdsatelliten zu friedlichen Zwecken“, bot jedoch eine Möglichkeit, den internationalistischen Anspruch zu betonen und dabei die Strahlkraft der Erfolge der Kosmonauten als besonders exponierten sozialistischen Helden zunächst auf die verbündeten Staaten des Warschauer Paktes auszudehnen. Als erster Nicht-Sowjet- und Nicht-US-Bürger war der Tscheche Vladimir Remek im März 1978 im All. Ihm folgten noch im Juni desselben Jahres der Pole Mirosław Hermaszewski und Ende August Sigmund Jähn aus der DDR, was diese zur Siegerin im kleinen deutsch-deutschen *space race* machte. Die NASA zog erst Ende 1983 mit dem zweiten Deutschen Ulf Merbold als erstem Nicht-Amerikaner nach.

Christina Heiduck will mit ihrer 2023 an der Friedrich-Schiller-Universität Jena vorgelegten Dissertation „einen Beitrag zur noch am Anfang stehenden Forschung leisten, die Heroisierungsprozesse und Propaganda verbindet“ (S. 26). Wenn auch vielleicht nicht explizit unter der Überschrift „Propaganda“ (im vorliegenden Fall verstanden „als die parteilich gelenkte Berichterstattung über die Weltraumflüge“, S. 26), so wurde zum sozialistischen Heldenbild in Literatur und Alltagskultur durchaus bereits recht intensiv gearbeitet und der Gegenstand als spezifisch gesellschaftliches Phänomen identifiziert – ganz am Anfang steht die Forschung hier, auch ausweislich mancher verwendeter Quelle, also nicht.

H. hat sich nun mit Heldwerdung und Heldwirkung zweier Kosmonauten des Interkosmos-Programms, des Polen Hermaszewski und des Deutschen Jähn, intensiv auseinandergesetzt. Akribisch untersucht sie die jeweiligen medialen Kampagnen, die der Erziehung der Gesellschaften dienen sollten, und gewinnt so Einblicke in die unterschiedlichen Funktionsweisen der beiden sozialistischen Staaten. Mittel der Wahl ist aus naheliegenden Gründen der historische Vergleich, der hier „einen Zugang zu einer transnationalen und verflechtungsgeschichtlichen Betrachtungsweise bieten und es so ermöglichen [soll], sich von einer rein nationalgeschichtlichen Geschichtsschreibung zu lösen“ (S. 28). Parallelitäten, Verflechtungen und gegenseitige Beeinflussungen arbeitet H. pointiert heraus, weist aber auch auf die unterschiedlichen gesellschaftlichen Voraussetzungen zum damaligen Zeitpunkt hin – und darauf, dass daher jeder Flug ein Politikum darstellte. So befand sich die VR Polen 1978 inmitten einer politischen und wirtschaftlichen Krise, die sich durch die Wahl von Johannes Paul II. zum Papst wenig später noch verstärkte und letztlich in der Verhängung des Kriegsrechts im Dezember 1981 kulminierte. Zu diesem Zeitpunkt wirkte die DDR noch wesentlich stabiler, was wohl auch zur Priorisierung des polnischen Kandi-